

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

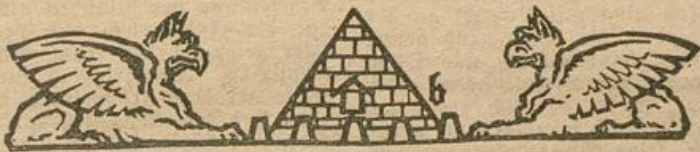
## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929**

25.8.1929 (No. 34)



# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 34



25. Aug. 1929

Heinrich Berl / Lorenz Oken

Ein badischer Naturphilosoph aus der Goethe-Zeit  
Zur 150. Wiederkehr seines Geburtstages

Mit Lorenz Oken verbindet sich für mich eine Kindheits-  
erinnerung, wie vielleicht mit keinem anderen Großen der Geistes-  
welt. Er war mir das erste Erlebnis des bedeutenden Menschen.  
Wenn man in Offenburg die Hauptstraße entlang geht, kommt  
man beim Eingang der Anlagen an einem Denkmal vorüber, das  
die Büste Lorenz Oken trägt. Dahinter standen ehemals zwei  
riesige Kastanien, die es manchmal in ein mystisches Dunkel  
hüllten. Besonders wenn der Herbststurm durch die Blätter  
hauste, war es dem Kinde ein besonderes Erlebnis.

Wie manches Mal bin ich als Knabe vor dem Denkmal ge-  
standen und habe den schönen Kopf bewundert. Besonders das  
Profil gefiel mir. Oft schien es mir sogar, wenn ich durch zwei  
Spiegel schaute, als ob ich durchaus das gleiche habe. Uebrigens  
habe ich später entdeckt, daß der Kopf sehr stark idealisiert war.  
Das Profil stimmte zwar, aber die Physiognomie war viel derber,  
häuslicher. Daraus verstand ich dann, warum er sehr streit-  
süchtig und kompromißlos war, was man nach der Offenburger  
Büste nicht glauben konnte.

Das Geburtshaus Oken's steht in dem nahe bei Offenburg  
liegenden Dorfe Wohlshaus. In einer halben Stunde war  
für uns das Dorf leicht zu erreichen. Ueber dem neuen Schul-  
haus ist jetzt eine sehr schöne Plakette angebracht, und ganz in der  
Nähe steht das Geburtshaus, das durch eine Tafel berichtet, daß  
hier Lorenz Oken am 1. August 1779 geboren wurde. Eigentlich  
hieß er Okenfuß. Seine Eltern waren Bayern. Es ist möglich,  
daß die Vorfahren eingewandert sind. Alexander Ecker, sein  
Biograph, schreibt, daß er einen durchaus südländischen Eindruck  
gemacht habe: „Die kleine hagere Gestalt, der auffallend dunkle,  
südlische Teint, das glänzend schwarze wellige Haar, das große,  
braune, blühende Auge machten ganz den Eindruck eines Süd-  
länders.“

In Offenburg ging Lorenz Oken in das Gymnasium. Es ist  
jener wundervolle kleine Säulenbau, der mit der altkatholischen  
Kirche verbunden ist, und von dem es heißt, daß es der einzige  
Bau sei, der aus dem letzten großen Brand der belagerten freien  
Reichsstadt übrig geblieben sei. Das neue Gymnasium steht da-  
neben. Aber welch ein Vergleich! Es ist eine architektonische  
Geschmacklosigkeit. — Als Zwanzigjähriger trat Oken in die  
Stiftsschule der Stadt Baden ein, und ein Jahr später ließ er  
sich als Student der Medizin bei der Universität Freiburg  
immatrikulieren.

Im Jahre 1805 konnte sich Oken bereits in Göttingen habili-  
tieren, und zwei Jahre später folgte er einem Rufe als außer-  
ordentlicher Professor der Medizin an die Universität Jena.  
Was dieser Ruf für den achtundzwanzigjährigen Naturphilo-  
sophen bedeutete (schon der Freiburger Student hatte ein  
„System der Naturphilosophie“ im Grundriß geschrieben), ver-  
mag der zu ermessen, der weiß, daß Jena damals die berühmteste  
deutsche Universität hatte. Schelling las schon Naturphilosophie;  
aber es besteht zwischen beiden ein Unterschied, der nicht stark  
genug hervorgehoben werden kann, wiewohl man Oken mit  
Schelling in unmittelbare Abhängigkeit gebracht hat: Schelling  
war durch die Spekulation zur Natur gekommen, Oken durch die

Natur zur Spekulation. Oken war in erster Linie Naturforscher,  
durch seine medizinischen Studien schon viel mehr der Natur-  
geschichte als der Naturphilosophie zugewendet.

Daß Oken in erster Linie Naturforscher war, zeigt gleich seine  
Schrift, die er aus Anlaß seines Antrittes der Jeneser Pro-  
fessur veröffentlichte: „Ueber die Bedeutung der Schädelknochen.“  
Leider trug sie ihm jenen berühmten Streit mit Goethe ein, in  
dem Goethe für sich die Priorität des von Oken darin ausgespro-  
chenen Grundgedankens beanspruchte. Giovanni Malfatti er-  
wähnt in seinen „Studien zur Anarchie und Hierarchie des  
Wissens“ in dem Abschnitt über das unendliche Skelett: „Das  
Rückgrat besteht aus 24 Wirbeln, welche der große Peter Frank  
(der Lehrer Malfattis) zuerst als im kleinen wiederholte Gehirne  
betrachtete. Oken vollendete diese Ansicht des großen Meisters  
mit den glänzendsten Beweisen, daß das ganze Knochenystem  
sich auf Wirbel reduziert und daß jeder Wirbel aus fünf Knochen  
besteht.“ Peter Frank lehrte am Ausgang des 18. Jahrhunderts  
in Wien. Es ist also zweifellos, daß die Idee, der Schädel sei  
eine Einheit höher entwickelter Wirbel, sozusagen in der Zeit  
lag, und daß sie Oken nicht von Goethe, sondern eher, wie Mal-  
fatti meint, von Frank hatte.

Es ist überhaupt bedauerlich, sehen zu müssen, wie der Schrit-  
ten Goethes von diesem ersten Augenblick an Oken dauernd ge-  
folgt ist. Um so mehr, als manches Philosophische bei Oken tat-  
sächlich an Goethe anklängt, nicht als von ihm beeinflusst, sondern  
als innerlich verwandt. Insbesondere ist es die Idee der  
Polarität, die bei Oken durchaus goethisch klingt, ganz im  
Gegensatz zu den übrigen romantischen Naturphilosophen, die  
nicht primär polarisch, sondern dualistisch denken. Licht und Fin-  
sternis liegen bei dem romantischen Dualismus in einem  
uranfänglichen Vernichtungskampf, während Oken mit Goethe  
in ihnen die notwendige Voraussetzung des schöpferischen Ge-  
schehens erkennt, wie wir nachher noch sehen werden. Jedenfalls  
ist Goethe an dem Sturze Oken's mitverschuldet, da er seinen  
Einfluß bei Carl August geltend machte. Oken hatte eine Zeit-  
schrift „Jfjs“ herausgegeben, die nicht nur für die Naturwissen-  
schaften, sondern auch für alle anderen Wissenschaftszweige, außer  
Theologie und Jurisprudenz, in hohem Maße fördernd wirkte.  
Aber der Ton dieser Zeitschrift war aggressiv. Das häuerliche  
Erbe seines Blutes wirkte hier bei Oken nach. Eines Tages  
wurde Oken vor die Alternative gestellt, die Zeitschrift eingehen  
zu lassen oder die Professur entzogen zu erhalten. Aber für  
diesen unabhängigen Feuergeist gab es kein Entweder-Oder.  
Er verzichtete 1819 auf den Lehrstuhl und widmete sich der Zeit-  
schrift.

Im Jahre 1822 stellte sich für ihn der erste größere Erfolg  
seines Unabhängigkeitsstrebens ein: seinem Anruf war die Grün-  
dung einer alljährlich zu wiederholenden Versammlung deutscher  
Naturforscher und Ärzte in Leipzig gefolgt. Persönlichkeiten  
wie Alexander von Humboldt, Carl Gustav Carus und Dietrich  
Georg von Kieser schlossen sich ihm an. Aber so sehr er hoffte,  
als Privatgelehrter durch die Herausgabe der „Jfjs“ und der  
Organisation dieser Jahresversammlungen existieren zu können,



so sehr drängte es ihn zum akademischen Beruf zurück. Nach 1827 hielt er an der Universität in München Vorlesungen ohne Amt. Sein Erfolg als Dozent war hier, wie in Jena, so außergewöhnlich, daß man ihn zum ordentlichen Professor für Physiologie ernannte.

Aber München konnte noch weniger als Jena für einen solchen Unabhängigkeitsgeist auf die Dauer erträglich sein. Bald geriet er auch hier mit der Regierung in Streitigkeiten, die den Wert des naturwissenschaftlichen Unterrichts betrafen, eine Sache, die zuletzt in Zeitungsfehden ausmündete. Im Jahre 1832 verließ Oken München, wie damals Jena: für immer. Von 1833 bis zu seinem Tode 1851 sehen wir ihn dann auf der Höhe seines Ruhmes als Professor der Naturgeschichte an der damals neu gegründeten Universität in Zürich. An der Universität in Basel hatte er früher schon, nach dem Zenerer Konflikt, den Versuch gemacht, Vorlesungen zu halten, doch war damals eine Anstellung ausgeblieben.

Nachdem wir bis hierher dem Leben dieses seltsamen Menschen gefolgt sind, das sich kompromißlos vom Anfang bis zum Ende vollzogen hat, ist es notwendig, auch auf seine Naturphilosophie ein Licht zu werfen. Denn nur von ihr aus läßt sich seine ganze Bedeutung erfassen. So sehr wir vorhin betonen mußten, daß er in erster Linie Naturforscher sei, so wenig wäre das Bild vollständig, wenn man die Naturphilosophie abstreichen wollte. Ja, wenn man von Schelling absteht, der ausgesprochen spekulativ ist, so steht Oken nicht mit Unrecht an der Spitze der romantischen Naturphilosophen, die bezeichnend genug durchweg von den Naturwissenschaften, hauptsächlich, wie Oken, von der Medizin herkommen: der Troxler, von Kieser, Treviranus, Malfatti, Carus, Schubert u. a. m. Wenn er auch zweifellos später von Carus überragt wird, der ja auch sozusagen die große Abschlussscheinung ist, so ist doch seine Philosophie originell genug, daß man sie genauer betrachten muß.

In zwei Lehrbüchern, „Lehrbuch der Naturphilosophie“ und „Lehrbuch der Naturgeschichte“, hat Oken sich in seiner doppelten Bedeutung als Naturphilosoph und Naturforscher gezeigt. Die Naturphilosophie ist, wie wir bereits gesehen haben, von einem zentralen Gedanken beherrscht: dem der Polarität. Die Polarität durchzieht als konstitutives Prinzip seine Kosmogonie, seine Lehre von der Entstehung der Pflanzen, Tiere und Menschen: „Die Polarität ist die erste Kraft, welche in der Welt auftritt.“ „Die Urbewegung ist Resultat der Urpolarität.“ „Es gibt überall keine rein mechanische Bewegung; nichts ist in der Welt durch Stoß so geworden, wie es ist; aller Bewegung liegt ein innerer Akt, eine polare Spannung zugrunde.“ Oken setzt also den Urgegensatz, den wir auch als Licht und Finsternis, als männlich-weiblich bezeichnen können, für uranfänglich gegeben, wie Goethe. Ohne Polarität könnte nichts beginnen, müßte alles enden: „Es gibt nichts eigentlich Totes in der Welt; nur das ist tot, was nicht ist, nur das Nichts. Etwas kann nur aufhören zu leben, wenn seine Bewegung aufhört; diese hört aber nur auf, wenn die Polarität weggenommen ist; die aufgelöste Polarität ist aber das Zero.“

Die Welt ist also ein endloser Zustand der Spannung. Entspannung wäre Tod. „Die Urlinie ist beständig in polarer Aktion, welche Spannung heißt: denn sie ist immer konvergierend und divergierend, zentral und peripherisch zugleich. Jede Linie entsteht daher nur durch Spannung, und ist nur durch sie, ja, jede Linie ist nichts anderes als diese Spannung.“ So ist für Oken vor allen Dingen der Aether, sind Sonne und Planeten in uranfänglicher Spannung: „Der Aether ist von Ewigkeit her nicht bloß Monas, sondern auch Dyas; von Ewigkeit her steht er mit sich selbst in Spannung, indem er in zwei Pole aus sich herausgetreten ist als das Gleichbild des seienden Uraktes.“ Und: „Zwischen der Zentralmasse des Aethers und der Peripheriemasse desselben, der Sonne und den Planeten, ist Spannung.“ Die Urlinie selbst ist aber nichts anderes als das Licht, das sich mit der Finsternis, dem Chaos, gattet: „Diese lineare Tätigkeit, die von der Zentralmasse ausgeht und zu der Peripheriemasse hin-

erregt wird, ist Licht, oder kurz: Licht ist Aetherspannung. Der ungespannte, indifferente Aether ist mithin Finsternis, und diese ist das Wesen; die Ruhe des Aethers.“

Die Fruchtbarkeit dieser Idee einer kosmischen Polarität zeigt sich vor allen Dingen in der Gegenüberstellung von Sonne und Planeten. Die Planeten können nicht einfach um die Sonne kreisen, sie sind vielmehr dauernd mit ihr im Oppositionskampf. „Die Sonne kann nicht in der absoluten Mitte des Sonnensystems sein, wegen des Gegensatzes mit den Planeten, die ebenfalls Zentrum werden wollen.“ Oken kommt so zu dem Begriff der Bizentralität, der überhaupt eine plausible Erklärung der Entfernung und Annäherung der Planeten zur Sonne gibt: „Die Bizentralität bestimmt die Entfernung der Planeten von der Sonne. Ist die Sonne als der aktive Pol stark, so werden sie weit, ist er schwach, dann nahe stehen.“ So ist ihm der ganze Umlauf ein Spiel zwischen dem „positiven Sonnenpol“ und dem „negativen Planetenpol“.

Dieses Bild des Lichtes, der Polarisation von Sonne und Planet, überträgt Oken auch auf das Leben der Erde: „Die Naturreihe sind die Wiederholung der Welt auf den Planeten.“ Der Organismus wird ihm zum Abbild des Planeten: „Organismus ist, was individueller Planet ist. Das Ebenbild des Planeten ist Organismus, oder ein Planet auf dem Planeten ist Organismus.“ Weniger plausibel ist die nun folgende Erklärung der Organismen aus dem Ur- oder Meeresschleim, und die Bezeichnung der Bläschen als die ersten organischen Punkte oder gar der Infusorien als Grundstoffe der Pflanzen und Tiere. Hier zeigt sich die Unmöglichkeit der Annahme einer generalis aequivoca. Immerhin ist auch hier die Idee der Polarität stellenweise geradezu frappierend durchgeführt: „Pflanzen- und Tierreich sind die einzigen organischen Reiche. In beiden hat sich die Natur erschöpft, und im letzten ist sie ganz abgepiegelt. Sie sind zusammen Planet und Sonne, also Sonnensystem. Da aber bei Tier alle Elemente in sich begreift, so enthält es auch die Pflanze und ist mithin für sich Pflanzen- und Tierreich oder das ganze Sonnensystem.“

Und der Mensch? Der Mensch spielt bei Oken eine ähnliche Rolle, wie wir es heute etwa bei einem Naturphilosophen wie Edgar Dacqué finden. Er ist sozusagen der Inbegriff der gesamten Tierheit — das höchste Tier: „Das Tierreich ist nur das zerstückelte höchste Tier — Mensch.“ Der Mensch ist also sozusagen in der Potentialität die Gesamtheit der Tierwelt, „entläßt“ die Tiere aus sich, um mit Dacqué zu sprechen. Oken der Mensch aber die Potentialität des Tierreiches, so können die Einzeltiere nur Entfaltung der Einzelorgane des großen Tierkörpers sein. In der Tat sagt Oken: „Die selbständigen Tiere sind nur Teile des großen Tieres, welches das Tierreich ist.“ Und: „Das Tierreich ist nur ein Tier, d. h. die Darstellung der Tierheit mit allen ihren Organen, jedes für sich ein Ganzes.“ Zuletzt aber ist das höchste Tier immer der Mensch: „Es gibt nur eine Menschenzunft, nur eine Menschensippe und nur eine Gattung; eben weil er (der Mensch) das ganze Tierreich ist.“

Ich habe Oken soviel wie möglich mit eigenen Worten sprechen lassen, weil ich finde, daß sein Stil von einer außerordentlichen Klarheit und Präzision ist. Außerdem geben die eigenen Worte das beste Bild seiner Naturphilosophie. Gewiß müßte kritisch manches zu sagen, aber gerade dort, wo der Leser leicht am meisten vermutet, nämlich bei seiner Auffassung des Menschen, am allerwenigsten. Wir müssen uns eines klar sein: dieser Okenische Mensch ist ein metaphysisches Wesen, wie es seit Urzeiten im Nirurta der Babylonier und im Adam fabmon der Kabbala, dargestellt ist. Gerade die romantische Naturphilosophie eignet sich die Idee des metaphysischen Menschen besonders an. Es war der Irrtum der Entwicklungslehre, daß sie das Höhere aus dem Niederen abgeleitet hat. Im Anfang war das Höhere: das Niedere hat sich aus ihm entfaltet. Es ist der Unterschied zwischen Emanation und Evolution. Oken hat die beiden Naturlehren nicht streng geschieden, wie er überhaupt kein Systematiker war. Aber er hat ein Naturbild entworfen, mit dem noch heute lohnt, sich auseinanderzusetzen.

## Clara Faist / Kunst und Gegenwart

Es war auf dem alten Schloß in Baden, vor dem Krieg. Kam da eine lustige Gesellschaft herauf in die Ruine, laut schwärend und lachend.

Da fragte einer: „Ja, wo sind denn da oben die Aeolsharfen?“ — „Wenn Sie so laut schwärend, können Sie sie allerdings nicht hören“, erwiderte ein anderer. Das machte Eindruck. Alles schwieg und da hörten sie nun alle die feinen Töne der Windharfen erklingen, und eine andere Stimmung erfaßte die vorher so Lauten.

An dies Erlebnis muß ich oft denken in der Gegenwart. — Die geistige Schaffenswelt, die stillverborgene, erscheint sie nicht im lauten Geschäft, Welt- und Reklamebetrieb, dessen schrille Glocken den Werktag durchlärmern, wie eine „Welt“, die in diese nicht mehr paßt?

Das Leben nimmt immer geräuschvollere Formen an, sein Tempo beschleunigt sich immer mehr — alle Sinne stellen sich auf

das neue Bild ein, und langsam nimmt das Lauschen auf die geheimnisvollen, wunderbaren Geistesströme, die das Leben durchfluten, ab.

Was verbindet den Künstler noch mit dieser lauten Welt? Wo sind die Brücken, auf der die Umwelt zu ihm findet? Wo findet er noch Gehör in dem Weltkonzert, das mit Schlaginstrumenten größter Ausmaße begleitet wird? Wer kann die feinen Schwingungen des Künstlers und seines Werkes noch aufnehmen?

Unmöglich für die meisten, die mühevollen Wege auch nur eine kleine Strecke weit zu verfolgen, die der schöpferische Künstler zur Gestaltung seines Werkes ging. Durch lodrende Flamme der Leidenschaft, durch dunkle Hohlwege des Schmerzes, und dann hinaus auf schwindelnden Bergpfaden in die jauchzenden Höhen des gesteckten Zieles geht dieser Weg. Der mitgehen kann, wer verstehen, warum ein Künstler malen, dichten, modellieren, Tönen singen muß, ob man ihn beachtet oder nicht, ja selbst wenn ihn dieses „tun“ in harte Not und Verzweiflung führt.



Der Künstler kann nicht „umsatzen“, um einen Broterwerb zu finden — tut er es dennoch, so verblutet er langsam. Kopfschüttelnd steht der Mensch der nüchternen Wirklichkeit in der Werkstatt des Künstlers.

„Seltsames Geschehen — wer kauft denn alle diese Bilder, diese Plastiken — und wenn sie niemand kauft, was dann? — Wovon lebt denn dann der Künstler?“ — so ist wohl der Gedankengang.

Wißt Ihr, was das ist, das hier geschieht in heißem Ringen um das innerlich geschauten Ziel?

Keine Arbeit, die irgendwer „braucht“, die irgendwer „bestellt“, die getan wird, nur um Geld daraus zu gewinnen, ja, die nicht einmal verstanden wird, oder doch nur von den wenigen.

Und der die Werke schuf, einem inneren „Muss“ gehorchend, kann dabei darben — er weiß nicht, ob sein Werk den Käufer je findet! Und findet es diesen — wie schwer fällt dem Künstler oft die Trennung von dem geschaffenen Werk, dem Bild, der Plastik — wie bitter hart ist das Feilschen mit dem Käufer! Kann man auch mit Geld den Wert eines feinen Kunstwerks aufwiegen? —

Und doch, das harte Leben umgibt den Künstler, es muß ihn heute kümmern, ob sein Werk ihm zur Existenz verhilft. Wer von den „maßgebenden Stellen“ Titel und Anstellung erhalten hat, der hat damit den öffentlichen Stempel zur Sicherheit seiner Existenz erhalten.

Wer dies nicht erzieht, muß Frondienst tun und in den Freistunden seine Werke schaffen — oder — tut er das nicht, so lernt er bitterste Not kennen!

Wer sagt dir aber, daß er in den ihm gewährten „Freistunden“ seine Werke schaffen kann? Die Muse läßt sich nicht „zu Besuch laden“ in Freistunden! Sie kommt, wann es ihr beliebt! Lasse dem Künstler darum die Freiheit, das allein zu tun, wozu ihm die Gaben verliehen sind. Es verschafft ihm trotz der dahinter lauernden Not das höchste Glück, das er mit nichts vertauschen möchte.

Mit seinen Geistesflügen kann sich der Maschinenflug der modernen Technik nicht messen.

Es gehört viel Mut dazu, in einer Zeit, wo Materialismus herrscht, um dessen Thron sich alles drängt, ideale Werte zu schaffen! Am Aufbau innerer Welten zu schaffen, die dem Deut-

schen von jeher eigen waren, und von denen der Wiederaufbau des geistigen Deutschland kommen kann. Den Künstler treibt das „Muss“, das an sein Schicksal gebunden ist.

Mag der Dzean des Lebens seine sturmgepeitschten Wogen noch so hoch türmen, er überfliegt sie auf der sicheren Geistesbahn, die ihm sein Genies weist, um das erstrebte Ziel zu erreichen: die Vollendung seines Werkes. Ohne diese Werke der Kunst wäre das Leben vieler Menschen ohne jede Höhenstunde. Sollte der Künstler selbst deshalb nicht viel mehr Beachtung finden und seine Werke voll Dank aufgenommen werden?

Der immer größer werdende Lärm des Alltags übertrönt die stille Kunst. Radio, Grammophon, Reklame, Film, Reford — das faust und rattert, lärmt und gröhlt, täuscht vor und betäubt. Das innere Ohr verliert die feine Fähigkeit, wie auch das innere Auge, weil alles nach außen Wirkende es in Anspruch nimmt. Mag man Radio, Grammophon und Film ob ihrer großartigen Erfindung bestaunen — es wird niemand behaupten, daß sie die Menschen zur Verinnerlichung führen, daß sie Höhenstunden für die Seele bedeuten, die langsam verkümmert im Hochbetrieb der Technik.

Die kleine, immer kleiner werdende Schar aber bleibt, die dem Künstler in seinem Schaffen folgt, die Menschen, die nach innen lauschen können, weil sie die großen Scheinwerfer der Welt nicht verwechseln mit den ewigen Sternen. Weil sie sich nicht überrumpeln lassen von den Wundern der Technik ringsum, weil sie keine Platten aufziehen müssen, um Beethoven zu hören, sondern ihn selbst, sei's auch mit schwacher Kraft, aber ganzer Seele in den Musikstunden ihres Lebens spielen. Weil sie das stille Verweilen vor einem großen Kunstwerk in der Galerie oder im Atelier dem Filmzauber vorziehen, der ihnen tausend Bilder pro Stunde liefert. Die kleine Schar, die weiß, daß die Kunst ihren Alltag neu befeelt und seltene Freuden hineinträgt.

Künstler, du schaffst nicht vergebens, solange dir diese kleine Schar folgt und zugetan ist! Aber auch die andern wird die Uebersättigung durch Scheinwerk und vorübergehend „Aktuelles“, wird der Hunger nach seelischen Werten wieder zu dir führen.

Heute aber ist die kleine Schar verstehender, begeisterter, dankbarer Menschen das, wofür es sich lohnt zu schaffen, ja — selbst zu darben! Sie ist dir die unentbehrliche „Antenne“, die die Wellen aufängt, die du ausfendest aus deiner Welt in unbegrenzte Weiten!

## C. A. Boss / Hortense<sup>1)</sup>

Am 10. April 1788 ist Hortense-Eugénie de Beauharnais in dem Paris Ludwigs XVI. und Marie Antoinettens geboren und in der Madeleine getauft worden, als schon am Himmel des Ancien Régimes die ersten Wolken der kommenden Revolution aufzogen. Der Vater: Alexandre-François-Marie de Beauharnais, Sohn des Marquis de la Ferté-Beauharnais, war ein dreißig- und zwanzigjähriger junger Hauptmann in dem Regimente der Sarre-Infanterie; die zwanzigjährige Mutter: Marie-Joseph-Rose (Josephine genannt) Tascher de la Pagerie. Beide Eltern stammten aus alten französischen Adelsfamilien, die nach den nord-amerikanischen Inselkolonien Frankreichs verschlagen wurden; beide waren sie dort zur Welt gekommen. 1779 hatten sie in Frankreich geheiratet und zwei Jahre nachher erschien das erste Kind, ein Sohn, Eugen-Rose, der das einzige Geschwister Hortensens bleiben sollte. Die Ehe der Eltern war anfangs nicht glücklich. Es kam zu Scheidungsverhandlungen, die aber im Sande verfielen. Nach der Darstellung Hortensens war ihr sehr schöner Vater von „allem, was es in der Stadt und bei Hofe Ausgezeichnetes gab, sehr begehrt. Seine Frau, die ein Uebermaß von Empfindlichkeit vielleicht zu misstrauisch machte, trankte sich darüber, wurde sogar eifersüchtig und glaubte ein Heilmittel in der Entfernung zu finden.“ Im Juni 1788 begann Josephine diese etwas seltsame Kur für eine kranke Ehe und schiffte sich mit ihrer damals fünfjährigen Tochter Hortense nach ihrer Heimat Martinique auf den kleinen Antillen ein, wo ihre Mutter lebte und eine Besitzung hatte. Dort nun verbrachte Hortense zwei Jahre, vom fünften bis siebenten Lebensjahre, und empfing unter Palmen und am Fuße feuerpeiender Berge, mit Neger- und Mulattenkindern spielend, die ersten Kindheitsindrücke. Im Herbst 1790 gibt es einen Aufstand der einheimischen Schwarzen, die Mutter flieht vor der Gefahr der Verschickung auf eine französische Fregatte, die den zeitgemäßen Namen „La Sensible“ trägt und gerade nach Frankreich zurückkehrt, und so sehen sich Mutter und Tochter plötzlich, „ohne Abschied genommen und ohne es gewollt zu haben“, auf dem Heimwege. Von Gibraltar nach der afrikanischen Küste verschlagen, erlebt man noch fast einen Schiffbruch und landet im November 1790 in Frankreich. Dort war indessen die Revolution ausgebrochen und Hortensens Vater spielte „auf der Seite der Linken“ eine führende Rolle. Nach der Flucht und Gefangennahme des Königs in Varennes wurde er Präsident der konstituierenden Versammlung, und das Volk in Fontainebleau, wo Josephine mit den Kindern bei ihrem Schwiegervater Beauharnais lebte, rief, wenn sich Hortense mit ihrem Bruder am Fenster zeigte: „Seht, das sind jetzt unser Dauphin

und unsere Dauphine.“ Als die Wirren immer ernster wurden, will Josephine die Kinder ins Ausland schicken; sie sind unter dem Schutze einer Prinzessin von Hohenzollern-Sigmaringen bis ins Artois gelangt, als ein strenger Befehl des Vaters sie zurückholt. Es kommen die Tage der Schreckensherrschaft. Im März 1794 wird der Vater verhaftet, im April auch die Mutter. Die Kinder bleiben unter dem Schutze ihrer Erzieherin zurück. Sie erleben aus nächster Nähe das „Fest der höchsten Vernunft“ im Tuileriengarten (1. Juni 1794). Man zeigt ihnen Robespierre, der daran kenntlich ist, daß er allein eine gepuderte Frisur trägt. In einem trockengelegten Wasserbassin hat man Holzstatuen errichtet, die den Atheismus und andere Fiktionen darstellen, und sie mit leicht entzündbarem Material umgeben. Robespierre wird eine brennende Lunte gereicht, und er legt damit das Feuer an. Im Augenblick ist alles vernichtet, aber von den Funken fliegt einer auf Hortensens Kleid, das zu brennen beginnt, und sie wird nur mit Mühe gerettet. Am 23. Juli 1794 fällt das Haupt ihres Vaters unter der Guillotine, und allein der vier Tage nachher erfolgte Sturz Robespierres bewahrt die Mutter vor dem gleichen Los. Josephine bleibt mit ihren Kindern in Paris, und Hortense kommt 1795, zwölfjährig, nach Saint-Germain, in die berühmte Erziehungsanstalt der Madame Campan, der ehemaligen Vorleserin Marie Antoinettens, von der eine moderne französische Autorin sagt: „sie verband das Ancien Régime mit dem Kaiserreich, übersprang die Revolution und machte aus Hortense und Stephanie Beauharnais (der späteren badischen Großherzogin) Töchter Marie Antoinettens.“ Für Hortense begann in Saint-Germain im Kreise gleichgestimmter und gleichaltriger Freundinnen, zwischen denen sie an Beliebtheit und Begabung hervorragte, und unter der Obhut der klugen und mütterlichen Erzieherin eine glückliche Zeit. Auf einem Diner bei dem Mitglied des Direktoriums Barrau, zu dem sie ihre Mutter mitnimmt, sieht sie dann zum ersten Male Napoleon. Sie sitzt zwischen ihrer Mutter und einem General, der, so erzählt

<sup>1)</sup> Mémoires de la Reine Hortense, publiés par le Prince Napoléon, avec notes de Jean Hanoteau. Paris, Librairie Plon. 1927. Drei Bände. Das Manuskript der Memoiren war nach dem Tode der Königin an ihren Sohn, den späteren Kaiser Napoleon III., gelangt. Seine Witwe, die Kaiserin Eugénie, hinterließ es dem Prinzen Napoléon, der die Herausgabe einleitete, er starb aber im Mai 1926, und die Memoiren erschienen erst nach seinem Tode im Jahre 1927. Sie sind von dem bekannten französischen Geschichtsschreiber Hanoteau mit vorzüglichen Anmerkungen und Buchnoten versehen.



Hortense, um mit ihr (ihrer Mutter) zu sprechen, sich mit solcher Lebhaftigkeit und Beharrlichkeit vorbeugte, daß ich gezwungen war, mich zurückzulehnen. So mußte ich unwillkürlich sein Gesicht betrachten, das sehr schön, sehr ausdrucksvoll, aber außerordentlich bleich war. Er sprach mit Feuer und schien ausschließlich mit meiner Mutter beschäftigt. Es war der General Bonaparte. Dem aufgeweckten Sinne Hortensens blieb die Gefahr einer zweiten Heirat ihrer Mutter, die ihr von Bonaparte drohte, nicht verborgen. „Sie wird uns dann nicht mehr so gern haben“, sagte sie zu ihrem Bruder. Bonaparte, der häufig zu Josephine kam, bemerkte die Abneigung der Kinder, und gab sich Mühe, sie zu überwinden, ohne daß der große Stratege damit bei Hortense einen Erfolg hatte. „Er gefiel sich darin, mich zu ärgern, indem er schlecht von den Frauen sprach, und, je wärmer ich sie verteidigte, um so lebhafter griff er sie an.“ Am 9. März 1796 wird Josephine die Gattin Bonapartes, und der glorreiche italienische Feldzug beginnt. Aber Hortense antwortet der Madame Campan, die ihr begeistert von Napoleons Siegen erzählt: „Madame, ich lasse ihm gerne alle seine Eroberungen, aber die meiner Mutter werde ich ihm nie verzeihen!“ Madame Campan drängt sie, ihrem neuen Stiefvater einen Brief zu schreiben, sie tut es folgendermaßen: „Ich habe Ihre Heirat mit meiner Mutter erfahren. Was mich aber am meisten erstaunte, war, daß Sie, den ich so viel Schlimmes von den Frauen sagen hörte, eine genommen haben.“ Napoleon antwortete mit einem langen Briefe, aber in einer Schrift, die von niemand entziffert werden konnte. Erst unter dem Konulat erfuhr Hortense durch Napoleons Sekretär seinen für sie sehr schmeichelhaften Inhalt.

Nach der Rückkehr Bonapartes und Josephines aus Italien verläßt Hortense Saint-Germain und wohnt bei den Eltern. Bonaparte geht nach Ägypten und kehrt, umstosst vom Jubel der Bevölkerung, nach Frankreich zurück. Da, am 18. Brumaire des Jahres VIII (16. November 1799), scheidet er plötzlich trotz des Widerspruchs Josephines Hortense und seine mit ihr befreundene Schwester Karoline nach Saint-Germain zu Madame Campan. Und in der Nacht vom 19. Brumaire klopfen vier Grenadiere, von dem jungen General Murat, der damals schon in seine spätere Gattin Karoline leidenschaftlich verliebt war, „en vrai chevalier amoureux“ geschickt, an die feuchten Tore des Mädchenpensionates, um den jungen Damen der Ernennung Napoleons zum Ersten Konsul zu verkünden. „Frau Campan“, sagt Hortense, „tadelte laut diese militärische Art, Neuigkeiten mitzuteilen. Karoline aber sah darin nur einen Beweis von Galanterie und Liebe.“

Hortense folgt nun den Eltern in das Palais de Luxembourg und später in die Tuilerien, und sie wird immer mehr in den Strudel des großen Lebens hineingezogen, das sich um den Ersten Konsul zu entfalten begann. Sie ist nun ein siebzehnjähriges junges Mädchen, rassig-schlank, blond, blauäugig, mit frischen, warmen und roten Farben und einem etwas großen Mund, der im Sprechen die schönen Zähne zeigte, lebhaft, klug, und „empfindsam“ zugleich, wie es die Zeit verlangte. Napoleon sagte damals von ihr: „Hortense urteilt so vernünftig, daß man glaubt, sie fühlt nichts, aber, wenn man sie kennt, sieht man, daß es ihr Gefühl ist, das sie so vernünftig urteilen läßt.“ Freier meldeten sich bald, und es war nicht nur die Tochter des allmächtigen Ersten Konsuls, der ihre Werbung galt. Aber sie bleibt gleichgültig. Und allmählich beginnt schon die Politik sich mit ihrer Vermählung zu befassen. Der Gedanke ihrer Verbindung mit Louis Bonaparte, dem neun Jahre jüngeren Bruder Napoleons, taucht auf. „Wir werden vielleicht keine Kinder haben“, läßt Hortense ihren Stiefvater zu Josephine sagen. „Ich habe Louis erzogen und betrachte ihn wie meinen Sohn. Du liebst deine Tochter am meisten von allem auf dieser Welt. Ihre Kinder werden die unfruchtbar sein. Wir werden sie adoptieren, und diese Adoption wird uns darüber trösten, daß wir selbst keine haben. Aber es ist nötig, daß die jungen Leute mit unserem Plan einverstanden sind.“ Ihre eigenen Empfindungen in dem damaligen Augenblick schildert Hortense folgendermaßen: „Meine Vernunft sagte mir, daß mir Louis Bonaparte nicht mißfiel, und daß ich ihn ohne Zweifel lieben würde, weil er gut war, daß ich mir aber die Vorstellung von einem vollendeten Wesen geschaffen habe, das es nicht gibt, daß meine Erfahrung mich lehre, wie irrig meine Einbildung sei, und daß ich auf meinen Roman verzichten müsse, und in der Anhänglichkeit und Achtung meines Gatten und in der Erfüllung meiner Pflichten ein ganz glückliches Loos finden würde.“

Am 8. Januar 1802 wird die Heirat der neunzehnjährigen Hortense mit dem fünfundzwanzigjährigen Louis Bonaparte vollzogen, und Hortense ist nunmehr Madame Louis Bonaparte, Stieftochter und Schwägerin Napoleons zugleich. Ihr Gatte war damals Chef einer Brigade, er hing an seinem militärischen Beruf, aber in seinen Mußestunden schrieb er Romane und machte

<sup>2)</sup> Louis Napoleon, geb. 1778, gest. 1846, war in der Reihe der fünf Bonapartischen Brüder der vierte (Joseph, Napoleon, Lucien, Louis, Jérôme).

Gedichte. Dieser junge Mann mit den schönen, melancholischen, von langen Wimpern beschatteten Augen verbarg hinter seinem schweigsamen verträumten Wesen ein leidenschaftliches Gefühl. Wir würden ihn heute schlechthin zu den Psychopathen zählen. Er war von einer übermäßigen Empfindlichkeit, die sich oft bis zum Verfolgungswahn steigerte, und immer, wohl aus der Erkenntnis seiner Mängel heraus, gepeinigt von dem Gedanken, schwach oder lächerlich zu erscheinen. Gleichzeitig aber war er durchaus gut, rechtschaffen und pflichttreu (wie er namentlich auf dem holländischen Thron bewies), aber auch all das mit einer gewissen Uebertriebenheit und Pedanterie. Napoleon hat von ihm wissen lassen, daß er durch die Lektüre von Jean Jacques Rousseau verborben worden. Aber es will uns eher erscheinen, Napoleon sei der Verderber gewesen, wenn Hortense uns erzählt, daß er öfters den jüngeren Bruder einschloß, um ihn seine mathematischen Aufgaben machen zu lassen; fand er dann Verse oder ein Buch von Rousseau auf seinem Tisch, so warf er alles zum Fenster hinaus und sperrte den Armen mehrere Tage in Arrest. Schon in der ersten Zeit seiner Ehe wurde Louis von einem schmerzhaften Leiden befallen, das allmählich zu einer fast völligen Lähmung des rechten Armes führte, und über dessen Ursache, ob Folge eines Sturzes mit dem Pferde, oder von Syphilis, oder Strophulose, die Ansichten schwanken. Jedenfalls hat diese physische Schwäche, die ihn sein Leben lang durch alle Wälder des Kontinents hegte, viel zur Entwicklung der Seltsamkeiten seines Wesens beigetragen. Seine Frau hat Louis zweifellos aufrichtig geliebt, und an seinen Kindern hing er mit nicht geringerer Zärtlichkeit wie die Mutter. Er hatte aber, als er in die Ehe trat, keinerlei Sinn für den jugendlichen Uebermut Hortensens und das Wesen einer jungen, nach Bewunderung und Verständnis dürstenden Frau. Er sah hinter allem, was sie tat, Absichten und Beweggründe, die in Wirklichkeit gar nicht bestanden, und kränkte sie mit seiner Eifersucht aufs tieffte.

Am 10. Oktober 1802 bringt Hortense ihren ersten Sohn, Napoleon-Charles, zur Welt. Aber ihre Ehe wird dadurch nicht glücklicher. Es kam zur zeitweiligen völligen Trennung; dann fand man sich wieder. Im Winter 1803 wird sie zum zweiten Male schwanger. Im Mai 1804 läßt sich Napoleon zum erblichen Kaiser erklären, und die neue in seiner Familie errichtete Dynastie umfaßt auch seinen Bruder Louis und dessen Familie. Hortense wird Prinzessin Louis und ihr Sohn der voraussichtliche Thronerbe, da Napoleon und seine übrigen Brüder damals noch keine männliche Nachkommenschaft hatten.

In dieser Zeit lernte Hortense den Mann kennen, der die große Liebe ihres Lebens werden sollte. Auguste-Charles-Joseph de Flahaut de la Billarderie war ein junger Offizier in dem Regimente ihres Vaters; die öffentliche Meinung aber sah in ihm nicht den Sohn dessen, der ihm den Namen gegeben, sondern des berühmten Talleyrand. Flahaut war gleichaltrig mit Hortense und ein echter Typus der jungen Helden, aus denen sich die Heere des revolutionären Frankreichs zusammensehten, und die uns Stendhal in den ersten Kapiteln seiner Chartreuse de Parme geschildert hat, ebenso unwiderstehlich für Frauenherzen, wie sie sich selbst für unwiderstehlich hielten, elegant im Salon und todesmutig im Feld, und von dem ganzen Zauber jener Romantik umgeben, die es nach Hortensens Urteil „den Frauen so schwer macht, von den Huldigungen der Militärs nicht geschmeichelt zu sein“. Sie lernten sich auf Bällen kennen, sangen zusammen Duos und allerlei Mißverständnisse, nicht am wenigsten die Eifersucht Louis brachten sie einander nur näher statt fern. Die Liebe einer jungen Person Polin zu Flahaut, sein Schmerz bei der Trennung von ihr, erwecken Hortensens romantisches Interesse. Ihre Freundin Karoline, die indessen ihren geliebten Murat geheiratet hat, findet trotzdem Zeit und Neigung, ihre Rivalin zu werden. Hortense kämpft mit aller Macht gegen ihre Liebe an. Bei Unterhaltungen sucht sie das Gespräch auf die Empfindungen Liebender zu lenken, und, wenn man ihr dann die Liebe mit ihrer Leidenschaft und ihren Ueberspanntheiten schildert, atmet sie erleichtert auf: „Welches Glück, es ist nicht Liebe, was ich empfinde!“ Als aber eines Abends Karoline bei einem Gartenfest, das sie auf der Insel ihrer Festung in Neuilly gab, ihr im Mondenschein am Arme Flahauts entgegenkommt, weiß Hortense plötzlich, daß sie liebt. Nach Hause zurückgekehrt, ist sie entschlossen, ihrem Gatten, der zur Zeit in Italien weilt, bei seiner Rückkehr alles zu gestehen. Da dringt mitten in der Nacht ein Mann in ihr Zimmer; es ist Louis, der von Eifersucht gepackt, Hals über Kopf nach Hause gefahren war. Vor Schrecken läuft sie Gefahr, zu früh niederzukommen, und die Ansprache unterbleibt.

<sup>3)</sup> Hortense erzählt, daß Napoleon einmal seinen Bruder wie folgt charakterisierte: „Louis hat sich eine Welt für sich geschaffen, er verheißt nicht einmal das Band der Ehe; er hat die Lehre zu wörtlich genommen, daß Mann und Frau nur eines ausmachen. Drum ist er erstaunt, daß es seiner Frau gut geht, wenn er krank ist, daß sie tanzen will, wenn er nicht will, und daß sie beiß hat, wenn er kakt hat.“ „Diese wenigen Worte“, fügt Hortense hinzu, „enthielten den ganzen Louis.“

(Fortsetzung folgt.)